http://www.benno-gymnasium.de/schulbesuch/bennoshop/item/768-festschrift

Gegen den Strom der Zeit …

… so erscheint mir, wurde mit Bedacht diese Kirche St. Trinitatis gebaut, herausgedreht aus der damals noch sakrosankten Ostachse, aus städtebaulichen Gründen verschoben gegen den Elbbogen, wider den Lauf des Wassers oder, sinnhaltiger noch formuliert, eben gegen den Strom der Zeit.

Gott kann auf krummen Zeilen gerade schreiben, weswegen sie dort steht, die flächengrößte katholische Kirche auf dem Gebiet der ehemaligen DDR, errichtet von Fremdarbeitern und Strafgefangenen quasi im Feindesland mit Quadern aus dem Elbsandsteingebirge, verheimlicht bis zuletzt selbst vom absoluten Souverän des Staates und dazu noch versehen mit einer ganzen Kompanie geballter Provokation für das stramm lutheranische Sachsen, einer Ballostrade voller Heiligen-Statuen. Italienischer Spätbarock im nasskalten Barbarenland. Der freundlich gelbe Anstrich, mit dem die Kirche auf dem berühmten Canaletto-Blick gezeigt wird, ist nie aufgebracht worden und fertig gestellt wurde der Bau erst 55 Jahre nach dem großen Datum, 1699, an dem August der Starke jenen historischen Schritt vollzog, der die Umorganisation der Hofmusik zur Folge hatte, deren 300 jähriger Wiederkehr wir in diesem Jahr besonders gedenken und der sich bis in mein Leben fortgeschrieben hat.

Vor der Kirche schickt der Fluss noch immer das gleiche Wasser durch das Elbtal und doch sind schon 300 Jahre verflossen. Mehr als zehn Generationen liegen bereits auf dem katholischen Friedhof begraben, der längst mitten in der Stadt liegt, gleichwohl er damals vor den Toren der Stadt eingerichtet werden musste. Ein paar Stolpersteine musste seinerzeit sogar das Königshaus hinnehmen.

Der Strom der Zeit ist Veränderung. Sachsen verlor die Königskrone, gewann sie erneut und musste dafür ein Drittel seines Gebietes an Preußen abtreten. Die Sächsisch-Polnische Union hielt nur ein kurzes Menschenleben, der letzte Sachsen-König ließ „uns unsern Mist alleene machen“. Das vom preußischen Junker geschmiedete deutsche Kaiserreich zerfiel im ersten Weltkrieg, die Weimarer Republik tanzte nur einige Sommer und wurde von den braunen Horden überrannt. Es kam der Feuersturm über die Stadt, aus dessen Trümmern die Kirche wieder recht und schlecht erstand. Sie überlebte den Mangel des kommunistischen Vasallen-Regimes und ruht wie eh und je auf ihren Eichenbohlen im Elbeschwemmland, Geniestreich ihres extra aus St. Petersburg abgeworbenen Architekten, erweckt zu neuem Glanz mitten im zu neuer Blüte gelangenden Elbflorenz. Selbst die Zwillingsschwester der Hofkirche wurde ein zweites Mal gebaut. Engagierte Bürger trotzten sie allen Widerständen und ab und entfernten so die Wunde mitten in der Stadt. Jetzt stehen sie wieder vereint in nur fünf Steinwürfen Entfernung, der katholische Prunkbau und sein nicht minder prächtiger evangelischer Gegenentwurf.

Auch die große Geschichte besteht aus kleinen Menschenleben. Damals 1709 musste das neu erwachte katholische Hofleben eine Schola haben, weshalb ein Pater loszog ins Böhmische und es dort tatsächlich fertig brachte, acht Elternpaare davon zu überzeugen, einen ihrer Jungen ins unbekannte, weit gelegene Dresden zum Singen für Gottes Ehre mit zu geben. Die Aussicht auf Ausbildung und gesichertes Essen mag dabei eine Rolle gespielt haben, bei Familien mit bis zu sechs, acht oder noch mehr Kindern war man gern eines Essers am großen Tisch ledig.

So begann eine Tradition katholischer Sängerknaben von Neuem, fortgeführt inzwischen von bestimmt einigen Tausend Jungen, die an der Hofkirche St. Trinitatis in Dresden ihre Stimmen erklingen ließen. Im Strom der Zeit, in einer Kette von Zeitenläufen, als kleiner Teil einer jahrhunderte alten Tradition war ich, Knut Rittner, einer dieser Jungen, Dresdner Kapellknabe in zweiter Generation, katholischer Sängerknabe zu Dresden von 1972 bis 1980. Und weil der Strom der Zeit viel fortnimmt, indem er am Horizont verschwindet, wird bei Jubiläen gern ein Blick zurück geworfen, um das eine oder andere vor dem Vergessen zu retten und genau deswegen seien hier von mir ein paar kleine Episoden aus der Erinnerung gerufen.

Das Jubiläum „300 Jahre Neuanfang Dresdner Kapellknaben“ sieht mich selbst in der Mitte des Lebens und inzwischen 45 Jahre alt. Genauso viele Jahre hat es gedauert, bis die Hoki – Slang der Kapellknaben für die Hofkirche – nach dem katholischen Neuanfang endlich fertig war. Bald dreißig Jahre ist es her, dass ich das Kapellknabeninstitut, das KKI, verlassen habe, mehr als 35 Jahresläufe sind vergangen, seit ich dorthin gekommen bin. Tempus fugit – wie schnell läuft die Zeit in der eigenen Wahrnehmung und ist erst recht nur ein Wimpernschlag in den Geschichtsbüchern!

Nun, auf einem Heuwagen wie die ersten böhmischen Jungs kam ich nicht nach Dresden. Vielmehr wurde ich dort als Enkel von schlesischen Vorfahren geboren, die im Zuge der Industrialisierung von Sachsen hierher ausgewandert waren und ihre katholische Religion mitgebracht hatten.

Der Herr ruft seine Diener gelegentlich auf sonderbare Weise. In meiner persönlichen Erinnerung war der Ursprung meines Kapellknaben-Daseins lange Zeit so erklärt: Die Großmutter Martha und ihre Cousine, Ilse Straßburger, nahmen den kleinen Knut immer mal mit zum Hochamt in die Hofkirche, zu deren Gemeinde die Tante Ilse gehörte und schwärmten von den kleinen Engeln in Menschengestalt, die da oben auf dem Balkon stehen dürfen und mehr oder weniger direkt im Kontakt mit dem Himmel ihre Stimmen erschallen lassen, ein tolles Leben im Internat führen, in dem die Liebe Gottes und freundliche Schwestern für die Jungen sorgen. Tatsächlich hörte sich der Gesang von unten ganz nett an. Deswegen war ich mit meinem Weltverständnis eines Zweitklässlers von dem Gedanken ganz angetan, dort oben mitzusingen. Flugs fand ich mich im gleichen Jahr bei der Aufnahmeprüfung im Kapellknabeninstitut wieder.

Die Legende in meinem Kopf, gepflegt in der Familiensaga, spinnt sich wie folgt fort: Der Chorleiter, Konrad Wagner, war durch diese Prüfung von meiner Musikalität so angetan, dass er alle Warnungen meiner Eltern vor meinem nicht ganz leichten Wesen in den Wind schlug. Auch Herr Hoffmann, von pädagogischem Optimismus strotzender neuer Institutsdirektor nahm die Herausforderung an, aus mir schon einen guten Menschen machen zu können. Alles Reden und Warnen half nichts, die Herren wollten den kleinen Knut unbedingt haben, obwohl ihn die Mutter gar nicht wirklich hergeben wollte und nur deren nachdrückliches Drängen und meine eigene Begeisterung für das Internatsleben machten mich halt schon in der dritten Klasse und mit gerade acht Jahren zum Dresdner Kapellknaben.

Wahrscheinlicher war es so: Tatsächlich werde ich mich in der Aufnahmeprüfung wohl nicht ganz blöde angestellt haben und meine disziplinarischen Probleme in den ersten zwei Jahren an der 37. Polytechnischen Oberschule werden meine Eltern wohlweislich lieber nicht in epischer Breite vertieft haben. Ganz sicher hat dabei eine Rolle gespielt, dass am 9. März 1972 mein Großvater gestorben war. Daraufhin vertauschten meine Eltern zusammen mit meiner Großmutter zwei Wohnungen gegen eine neue, ausgestattet mit Bad und innen liegender Toilette, was die Tauschregeln im real existierenden Sozialismus zuließen, sofern gut zugeredet oder überzeugend nachgeholfen wurde. Bloß waren vier Zimmer genau eines zu wenig für eine Familie mit drei Kindern plus einer Großmama. Tja, und so wurde ich eben ein Kapellknabe, als Dresdner in Dresden, der Logik sozialistischer Wohnungspolitik folgend, sogar mit Internatsplatz.

Der Herr hatte mich also zu seinen Kapellknaben gerufen. Zusammen mit sieben weiteren Jungen begann ich am 1. September 1972 in der Vorschule des katholischen Kapellknabeninstitutes mein Leben als Sängerknabe und wurde am Weltfriedenstag zugleich in der dritten Klasse der vom verdienten Lehrer des Volkes, dem Kettenraucher Paul Nowatschin, geleiteten 25. Polytechnischen Oberschule „Ernst Thälmann“ eingeschult, in der sich meine sozialistische Schülerpersönlichkeit entfalten sollte. Ein ständiger Spannungsbogen, den wir Kapellis da auszuhalten hatten, der uns zu Exoten machte und zugleich zusammen schweißte. Auf dem Schulhof jedenfalls wachte zuverlässig stets mehr als ein Augenpaar älterer Kapellknaben darüber, dass es nicht Irgendeiner übel mit einem der Unseren meinte; und der sozialistische Staat achtete in Form einer Anweisung vom Stadtschulrat zugleich darauf, dass nicht mehr als einer der Jungen pro Jahrgang zum Abitur gelangte.

Von dieser sozialistische Kulturförderung der besonderen Art erfuhr ich erst nach der Wende auf einem Klassentreffen, vorgetragen unter Tränen von meiner damaligen Klassenleiterin, was mir im Nachgang meinen Platz in der Berufsausbildung mit Abitur einschließlich der wundersamen Notenbesserung in der neunten Klasse erklärte. Ganz ignorieren wollte das Lehrerkollektiv denn doch nicht, dass mein vom Opium des Volkes vernebelter Kopf ansonsten eigentlich ziemlich helle war. Nur hatte mich das formal zum Lehrling gemacht und damit, zu meinem Leidwesen, den Auszug aus dem KKI erzwungen, gemäß den dort geltenden Regeln. Das war des Pudels Kern: eine begrenzte Anzahl älterer Jungen im Internat ergab weniger gut gereifte und ausgebildete Männerstimmen. Die Konkurrenz zum staatlich geförderten Kreuzchor ließ grüßen.

Glücklicherweise war ich beim Start in der dritten Klasse nicht völlig verloren in der neuen Schule, es gab noch einen zweiten Mitstreiter: Markus, ob seiner Körpergröße und Stimmgewaltigkeit hausintern schnell mit dem Spitznamen „Piep“ bedacht. Wir zwei fanden uns fix zum Tandem, bekamen Klassenleitertadel von Frau Kindermann in alternierender Reihenfolge, mischten die Schulklasse auf und bildeten in der Vorschule des KKI unsere eigene Allianz. Im Institut verzapften wir während der Singestunden der Großen ordentlich Streiche und verprügelten zusammen, wenn es darauf ankam, noch manchen Fünftklässler.

Leider wurden wir vom Erfolg eingeholt, denn unser beider Karriere in der Schule wurde mit einer dicken Vier in Betragen gekrönt, womit unser Duo als nicht länger tragbar eingeschätzt wurde. Piep hatte die schlechteren Schulnoten, betrieb die Musiktheorie in der Vorschule nicht mit totaler Hingabe und ließ beim Singen etwas weniger den künftige Starsopran raushängen. Genau das gab letztlich den Ausschlag, er kam zurück nach Hause und regiert heute als Oberbürgermeister eine sächsische Kleinstadt. Das eine Jahr in Dresden hat ihm offensichtlich nicht zu sehr geschadet.

Gottes Herrlichkeit wurde im KKI für uns Vorschüler zunächst von Schwester Aquinata (es durfte auch Schwester Oberin gesagt werden) verwaltet, denn immerhin kommandierte diese noch zwei weitere, fast heilige Frauen, nämlich die hoch betagte Schwester Theobalda und die resolute Köchin, Schwester Sonja.

Letztere hatte offensichtlich einen ähnlichen Blick wie meine Großmutter Martha, die immer fand, ich sähe etwas mager aus und müsste doch daher noch schnell was essen. Jedenfalls wusste Schwester Sonja ja genau, was beim Mittagessen so durch die Durchreiche kam und war zugleich die Dirigentin der reichlichen Abendmahlzeiten. Brot konnte immer nachgeholt werden, Butter in übersichtlichen Stücken von um die 20 Gramm musste dann entsprechend gestreckt werden. Manchmal gab es mehr als zwei Rändeln Wurst, wobei das Glück schon lachen musste, dass selbige vollständig bei einem ankamen. Glücklicherweise hatte ich einen zwar strengen, aber gerechten Tisch-Ältesten abbekommen. Andreas Soika ließ es dem verfressenen Funzel oder dem ewig hungrigen Zicke nur ausnahmsweise mal durchgehen, dass die meine Wurst gleich mit aufaßen, natürlich nur, weil ich mich irgendwie gegenüber irgendwelchen Regeln nicht exakt verhalten hatte. Es war ja nicht weggefressen, sondern eine erzieherische Maßnahme – quasi.

Aber, der Herr meinte es gut mit mir, und in diesem Fall besonders durch seine Schwester Sonja. Irgendwie brachte die es mit schöner Regelmäßigkeit fertig, mich nach dem Abendbrot oder am Nachmittag abzufangen, schloss mich in der Küche ein und machte dort und ganz speziell für mich das leckerste Omelett meines Lebens – kein 5-Sterne-Hotel ist bis heute an diese Köstlichkeit heran gekommen und der Herr möge es Schwester Sonja besonders honorieren, was sie an mir Gutes getan hat. Damit er das nicht vergisst, sei aber schon an dieser Stelle ein kleines Denkmal von mir gesetzt, eben jener herzensguten Frau, derer ich bis heute in Dankbarkeit gedenke.

Wie lassen sich acht Jahre Kapellknabeninstitut in 10.000 bis 20.000 Zeichen inklusive Leerzeichen einfangen? Ein ganzer Schwall von Erinnerungen kommt hoch, wenn der Blick zurück in diese Tage schweift.

Was ließe sich nicht alles schreiben vom Alltag in Schule und KKI, den Konzertreisen, den Sonntagsgottesdiensten, den Vorspielabenden, den Faschingsfeiern, den Kissenschlachten und Stunks, dem Weihnachtsschwimmen im Sachsenbad in der Frühe des Heiligen Abends und von Freud und Leid ums Krippenspiel, von den Charakteren der Jungen und ihren Streichen, den vielen Geschichten der Spitznamensfindung, ganz zu schweigen davon, dass wir den Holzmichel schon lange mit Inbrunst sangen, bevor ihn die Randfichten entdeckten.

Ein Stefan Zweig hätte seine Freude gehabt an den großen Drei, den Konstanten des KKI. An Konny, dem Kirchenmusikdirektor Konrad Wagner, seinem Namensvetter Roland, von uns liebevoll Magger genannt und dem Institutsdirektor Norbert Hoffman, weniger respektvoll Jimmeck geheißen.

Fußnoten haben sich auch andere verdient, seien es die teils mit Kopfnüssen nachdrücklich das alte Testament lehrenden Kapläne der Hofkirche, die wechselnden Unikate der Hausmeistergilde, das Küchenpersonal mit seiner Lichtgestalt, Herrn Bloß, den meist auf verlorenem Posten kämpfenden Instrumentallehrerinnen, Fräulein Feuer und Frau Schumann und nicht zuletzt die geistlichen Beistände Dr. Bernhard Dittrich und Michael Bautz, welche dieser Bezeichnung alle Ehre machten. Schlussendlich ließe sich noch ein besonderes Kapitel der Stimmbildung bei Herrn Haida widmen.

Regelmäßig sind schon Teilmengen aus dieser Aufzählung gut für ein abendfüllendes Programm und sicher wären die vielen nur von mir erlebten Storys für sich ein ganzes Buch wert, denn es war eine besondere Zeit von 1972 bis 1980, einfach schon, weil es meine Zeit dort war und der eine oder andere sich noch heute nach eigenem Bekunden „an die schlimme Rittner-Zeit“ erinnert.

Letztere mir nur vom Hörensagen bekannte Bemerkung spiegelt die subjektive Wahrnehmung eines nicht mehr ganz so optimistischen Pädagogen im Rückblick wider, der sich stets vortrefflich als Sündenzählautomat hervortat. Eine Kostprobe dieser Spezialbegabung bekam ich bei meinem ersten Spontanbesuch nach über 15 Jahren im KKI, bei dem er mir zwar einen Platz zum Mittagessen am Erziehertisch anbot, im Laufe der Mahlzeit aber nicht die Chance verstreichen ließ, meine wichtigsten Untaten genauestens aus dem Gedächtnis zu rezitieren. Gut, ich habe reichlich an seinen Nerven gesägt und sein durch Erfahrung gewitzter Blick drang gelegentlich vor bis an die Grenze meines Schattenreiches, weshalb er mich stets zu den einschlägig Verdächtigen zählte, wenn es darum ging, Drahtzieher irgendwelcher Komplotts ausfindig zu machen. Nicht immer lag er dabei falsch.

Dabei bin ich es ausnahmsweise mal gar nicht gewesen, der seinerzeit einen Hausschuh mit einer blitzsauberen Wurfparabel von ca. 10 Metern auf seinem Rücken landen ließ. Nein, den Werfer haben wir nicht preisgegeben, trotz Stehen vor dem Schrank bis 2.00 Uhr nachts und mehreren Runden persönlicher Befragung. Mit Stolz und innerem Hochgefühl haben wir den Namen unausgesprochen mit ins Bett genommen, das bissel Stehen, darauf waren wir doch trainiert.

Ja, die Zeit im Kapellknabeninstitut hat mich geprägt, ich profitiere bis heute davon und habe mich noch immer nicht von allem befreit. Das Loben und Preisen der guten alten Zeiten wird sicher in den anderen Artikel in diesem Potpourri der Erinnerungen nicht zu kurz kommen. Für mich ist das Bild im Rückblick auf diese Zeit etwas differenzierter geworden.

Aus einigem Abstand heraus lässt sich feststellen, wir hatten eine andere Kindheit, ohne direkte Elternliebe, mit streng getaktetem Alltag der nach heutigem Verständnis von einigen Pädagogen wahrscheinlich als Kinderquälerei eingestuft werden würde. Jedoch, das hat uns nicht umgehauen, sondern befähigt, verschiedenste Plätze im Leben erfolgreich einzunehmen, vom Sänger, Chorleiter und Kapellmeister bis zum Ingenieur, Arzt, Unternehmer, Pfarrer, Architekten, Optiker oder Präparator des Naturkundemuseums zu Chemnitz.

Es waren schöne Jahre, intensive Jahre, besondere Jahre. Ich hatte Teil an einer 300 Jahre alten Tradition, habe den Staffelstab weiter gegeben, wenngleich nicht auf meinen Sohn, so doch auf den Neffen.

Der Strom der Zeit ist weiter geflossen, hat das Kapellknabeninstitut in eine Art Luxushotel verwandelt (betrachtet jedenfalls aus dem Blickwinkel der 70iger Jahre des vergangenen Jahrhunderts), das Benno-Gymnasium wieder auferstehen lassen, die großen Drei aus der Pflicht genommen.

Noch immer kommen Jungen zum Dienst an die Hofkirche, wenngleich heute zu Weihnachten kein Junge mehr nach dem Hochamt am ersten Feiertag zum letzten Zug ins Eichsfeld hetzt und jeder vierte Sonntag im Monat als Einsatzpause definiert wurde. Dem Zeitgeist folgend wird das den Familien, aus denen die Kapellknaben kommen, nicht mehr zugemutet.

Die Silbermannorgel erklingt dank demokratischer Mittelzuweisung wieder in originaler Stimmung, so wie sie der große Meister in seinem letzten Werk disponiert und zum Schluss für fürstliche 20.000 Taler für den König gebaut hat, gleichwohl er mit dieser Orgel nur noch anfangen konnte und sein größtes Opus dann sein verlorener Sohn, Herr Zacharias, zu Ende bringen musste.

Wie eh und je kommen die Mitglieder der Staatskapelle in die Hofkirche, so dass die großen Orchestermessen an Ostern, Weihnachten oder Pfingsten erklingen können und pflegen so die gemeinsamen Wurzeln, gehen doch Kapellknaben und Sächsische Staatskapelle zurück auf den gleichen Erlass des evangelischen Kurfürsten Moritz von 1548.

Der Kette berühmter Vorgänger ist ein neues Glied hinzu gefügt, indem ein ehemaliger Kapellknabe aus meiner Generation vor nunmehr einer Dekade die musikalische Leitung des Chores übernommen hat. Koch und Hausmeister haben mehrfach gewechselt, der Fußballplatz ist mit Tartan belegt statt wie seinerzeit mit Hochofenasche, das Institut leitet ein neuer Lehrer, Geige und Klavier unterrichten andere Leute und die Stimmbildung macht inzwischen, sicherheitshalber, eine Frau.

Der eine oder andere Kapellknabe meiner Zeit hat inzwischen schon seine Söhne wieder aus dem Internat kommen sehen und sie ins Leben entlassen. Die Jungens meiner Generation tragen inzwischen graumeliertes Haar, silberne Fäden im Bart, nicht nur angeborener Sehfehler wegen Brillen und gelegentlich etwas Bauch. Noch sind wir die mittlere Generation. Aber wir trafen uns schon zur Beerdigung des einen, der für uns alle mit strenger Hand und stets heiterem Herzen wie ein Vater gewesen war.

Die Elbe ergießt ihre Wasser weiter durch das schöne Dresden, der Strom des Lebens fließt in einem fort. Möge also der Herr weiter seine Sängerknaben nach Dresden rufen und im Leben begleiten. Auch fürderhin gelte für das Kapellknabeninstitut und alle, die in und um ihm leben, schaffen und sorgen, was seine originären Bewohner seit langem an jedem Jahresende singen, eingebettet im für mich schönsten Gotteslob, dem Tedeum: In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum.